



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

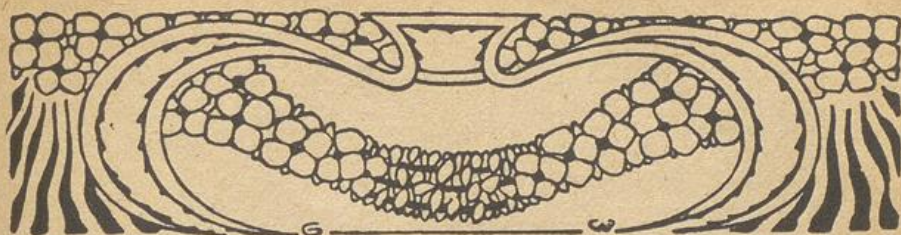
Der Geigenmacher von Mittenwald

Denk, Victor Martin Otto

Regensburg, 1917

Sechstes Kapitel. Auf der Wanderschaft

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99631](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99631)



Sechstes Kapitel.

Auf der Wanderschaft.

Bei dem gutmütigen Matthias bedurfte es nicht viel Redens, um ihn zu einem Besuche des leidenden Guarneri zu bewegen. Mit aufgehobenen Händen und mit von Tränen erstickter Stimme bat ihn dieser um Vergebung. Matthias gewährte sie gern; er sagte nicht nur Verzeihung für seine Person zu, sondern versprach dem Reuigen auch, daß er alles tun wolle, um ihm die verlorene Gunst des Meisters wieder zu verschaffen.

Amati ließ sich aus Liebe zu Matthias erweichen und erklärte sich bereit, Guarneri wieder in seine Werkstätte aufzunehmen. Francesco dagegen sollte von aller Milde ausgeschlossen sein und sogar die ganze Strenge des Gesetzes erfahren. Der rohe Bursche mochte indes wohl geahnt haben, welches Schicksal ihm bevorstehe, und so verschwand er aus den Mauern Cremonas, ehe es den Wächtern des Gesetzes gelang, sich seiner Person zu versichern.

Einige Wochen waren seit diesem Ereignis ver-

flossen. Matthias hatte sich bereits daran gewöhnt, über das Vorgefallene zu scherzen. Guarneri war von seiner Wunde geheilt und, gleich Antonio, wieder in Amatis Haus aufgenommen worden.

Nach wie vor besuchte Matthias an schönen Abenden die traute Kapelle vor der Stadt. Doch pflegten jedesmal Guarneri und Straduari, die aus erbitterten Feinden ehrliche Freunde geworden waren, mit ihm zu gehen.

Da geschah es eines Abends, daß Klotz ganz allein seinen Lieblingsspaziergang unternahm. Guarneri war durch Unwohlsein verhindert gewesen, ihn zu begleiten, und Straduari hatte versprochen, später nachzukommen, sobald er eine wichtige Arbeit, die ihn noch beschäftige, erledigt habe.

Furchtlos wie gewöhnlich wanderte Matthias, von der Kapelle zurückkehrend, dem lauschigen Boufer entlang. Von der Stadt her riefen harmonisch die Abegglocken, und ihr Gruß floß feierlich über die Gefilde, welche die Stadt umreichten.

Schon hatte sich Klotz den Stadtmauern bis auf einige hundert Schritte genähert, da sprang plötzlich hinter einer Platanee eine schwarze Gestalt hervor, warf sich blitzschnell auf den einsamen Wandler, stieß ihm ein scharfes Dolchmesser in die Brust und floh dann hinweg.

Blutüberströmt und stöhnend wurde der arme Klotz von einem Landmanne aufgefunden. Man brachte den Verwundeten nach der Stadtwache, wo man in ihm einen Schüler des Geigenmachers Amati erkannte. Dieser wurde alsbald von dem Vorfall in

Kenntnis gesetzt. Auf's höchste bestürzt eilte Amati herbei.

„Das hat der Schurke Muraldi getan,“ äußerte er im Tone vollster Überzeugung, als ihm Matthias, soweit es ihm bei seinem Zustande möglich war, über den Vorfall berichtet hatte. Der Meister ordnete an, daß man den Verwundeten nach seiner Wohnung bringe. Zugleich tat er bei der Behörde Schritte zur Verhaftung des mutmaßlichen Verbrechers. Es wurden auch sogleich zwei bewaffnete Stadtknechte nach Muraldi ausgesandt, aber sie entdeckten nirgends eine Spur von ihm.

Die ärztliche Untersuchung ergab, daß Matthias' Verletzung zwar schwer, jedoch nicht lebensgefährlich war. Man könne aber fast von einem Wunder reden, denn wäre der Dolchstich um einen Zoll tiefer eingedrungen, dann hätte er das Herz getroffen, sagte der Arzt.

Wochenlang mußte Matthias das Bett hüten. Während dieser Zeit wetteiferten Guarneri und Straduari, durch Beweise ungeheuchelter Freundschaft alles gutzumachen, was sie früher gegen Klotz gefehlt hatten. Täglich besuchten sie ihn, und in dem schönen Eifer, den verwundeten Freund zu pflegen, wollte keiner hinter dem andern zurückstehen. Auch Amati ließ sich die Sorge um Matthias recht von Herzen angelegen sein, und groß war seine Freude, als die Genesung desselben von Tag zu Tag fortschritt.

Da erhielt der Meister einst einen Brief zugestellt, des Inhalts, daß ihn und sein Haus schreckliche Strafe treffen werde, wenn er den deutschen Gesellen

nicht entlasse. Zum mindesten werde man ihm das Haus überm Kopf anzünden.

„Bube, elender!“ rief Amati, als er den Drohbrieff gelesen hatte. Kein anderer als Muraldi konnte ihn geschrieben haben. Der Meister achtete jedoch der Sache nicht weiter und theilte auch Matthias nichts davon mit.

Endlich war dieser so weit, daß er das Bett verlassen und seiner Arbeit wieder obliegen konnte.

Es waren jedoch seitdem noch nicht zwei Tage vergangen, da trat ihm eines Morgens, als er eben die Gasse durchschritt, in der Amatis Haus lag, ein Unbekannter entgegen, reichte ihm stillschweigend ein lose gefaltetes Brieflein und entfernte sich ebenso geheimnisvoll, wie er gekommen war.

Matthias öffnete das Papier. Fremde Schriftzüge zeigten sich seinem Blicke. Und er las:

„Wir haben deinen Untergang geschworen, deutscher Hund. Nun vernimm: entweder du verlässest innerhalb acht Tagen diese Stadt oder derselbe Dolch, der dich schon einmal traf, wird dich nochmals treffen. Dann aber wirst du nicht wieder genesen — sei dessen versichert.“

Kloß befand sich keinen Augenblick im Zweifel über den Absender dieser Zeilen — wer anders als Muraldi konnte hinter diesen gemeinen Drohungen stecken? Und so sprach er sich auch dem Meister gegenüber aus, als er ihm später den Brief mit den Worten übergab:

„Hier, leset, lieber Meister, damit Ihr sehet, was für böse Menschen es gibt.“

Amati hatte kaum Kenntniß von der Sache genommen, als er sagte:

„Du wirst dich doch nicht schrecken lassen durch den frechen Buben, diesen Muraldi? Denn der und kein anderer hat dir das Brieflein geschickt.“

Daß er selbst unlängst ein solches erhalten hatte, das verschwieg Amati auch jetzt noch. Er fürchtete, Matthias unnötig zu ängstigen, wenn er ihm den Inhalt des ersten Drohbriefes mittheilte.

„Schrecken?“ sagte Klotz, und sein Mund nahm einen verächtlichen Ausdruck an. „Ihr wißt, lieber Meister, daß ich kein Hase bin. Muraldi mag schreiben was er will, Schrecken kann er mir nicht einjagen. Aber seitdem ich weiß, daß er sich kein Gewissen daraus macht, ein Verbrechen zu begehen, will ich ihm wenigstens die Ursache zu einem solchen nehmen. Meinetwegen soll er nicht eines Tages auf den Richtplatz geschleppt und geköpft werden.“

„Wie meinst du das?“ fragte Amati.

„O Meister, Ihr versteht mich gar wohl, Ihr müßt mich ja verstehen. Ich werde Cremona verlassen, damit Muraldi — —“

„Matthias,“ unterbrach ihn Amati mit sichtlichem Betroffenheit, „das wirst du nicht tun . . . Ich werde dich in Schutz nehmen!“

Klotz wiegte traurig den Kopf.

„Gegen Schelme, wie Muraldi einer ist, vermögt Ihr nichts, Meister. Was hat denn die Suche der Behörde nach ihm genützt? Hat man seiner habhaft werden können? Nein. Noch heute weiß keiner von uns, wo er sich verborgen hält und seine bösen Pläne

ausbrütet. Lieber Meister, verzeiht, aber . . . es ist besser so, wenn ich Cremona meide. Ich werde mit großem Leid von Euch gehen, doch einmal muß ich ja doch von Euch scheiden."

"Überlege dir diesen Schritt wohl," mahnte Amati in fast bittendem Ton.

"Da braucht es nicht viel Überlegens, wenn Bosheit und Verbrechen hinter einem sozusagen auf Schritt und Tritt daherschleicht."

Betrübt hörte Amati seinen Gesellen also reden. Doch hoffte er im stillen, Matthias würde in dieser Sache mit sich noch zu Räte gehen, und darum drang er vorderhand nicht weiter in ihn.

Aber Klok verharrte bei seinem Vorhaben. Vergebens suchten ihn seine Freunde umzustimmen, umsonst suchte ihn der gute Pater Pietro zum Bleiben zu bewegen. Matthias änderte seinen Entschluß nicht, und am Ende der Woche packte er seine Siebensachen zusammen. Viel hatte er ja nicht zu bergen in seinem Felleisen.

Amati konnte kaum die Tränen zurückhalten, als der deutsche Süngling ihm die Hand zum Abschied reichte.

"Lieber Meister, lebt wohl," sagte Klok mit zitternder Stimme, "und habt Dank für das viele Gute, das Ihr mir die lange Zeit über erwiesen habt, die ich bei Euch zugebracht habe. Ihr habt mich zu einem ehrlichen Gesellen gemacht, der Euch und eurer Kunst keine Unehre antun wird — so Gott will."

"Lebe wohl, Matthias," antwortete Amati tief bewegt. "Ich sehe wohl, daß ich dich nicht zu halten

vermag — nun, so ziehe denn in Gottes Namen und Gott sei mit dir. Du weißt, daß dir mein Haus allzeit offen steht, wenn du jemals zu mir zurückzukehren wünschst.“

Meister und Geselle drückten einander tief ergriffen die Rechte. Dann zog Matthias seines Weges. Von Pater Pietro hatte er bereits vorher Abschied genommen, es war ein hartes Scheiden gewesen auf beiden Seiten.

„Mein Sohn,“ hatte zu ihm der greise Karmelit gesagt, „wir werden uns auf Erden wohl nimmer sehen. Bleibt immer brav und fromm, so wird Euch der Segen Gottes niemals fehlen. Mein schwaches Gebet für Euch wird der da oben“ — er wies mit seiner hageren Hand gen Himmel — „nicht verschmähen.“

Das waren die letzten Worte des Mönches an seinen lieben Schüler. Matthias wischte sich die nassen Augen aus, Pater Pietro hatte ihm ans Herz gegriffen.

Gern hätten Guarneri und Straduari dem Ziehenden noch eine Strecke Weges das Geleite gegeben, aber dieser lehnte dankend ab.

„Laßt mich allein gehen,“ bat er. „Es ist besser so. Mir wird das Herz sonst noch schwerer, als es ohnehin schon ist — ich habe nicht geglaubt, daß man aus Cremona so hart scheidet. Gott behüte euch beide — tausend Dank für eure Lieb' und Freundschaft . . .“

Da versagte ihm die Stimme und mit Gewalt riß er sich los. — —

Ein schöner Frühlingsmorgen war es, als Aloz den Wanderstab ergriff und Cremona verließ. Wohin er seine Schritte eigentlich lenken sollte, darüber hatte er fast noch gar nicht nachgedacht, es war auch alles so schnell gekommen, und beinahe überfiel es ihn wie Reue, daß er dem Drängen des Meisters Amati und der Freunde nicht nachgegeben hatte und in Cremona geblieben war. Doch dieses Gefühl dauerte bei dem Jüngling nicht lange; er unterdrückte es mit Gewalt, befahl seine Zukunft der Vorsehung und wanderte die Straße dahin, in die Ferne hinaus.

Über eines war er sich klar: in seine Heimat wollte er noch nicht zurückkehren, sondern irgendwo in Oberitalien einen Meister auffuchen, bei dem er im Geigenbau noch Verschiedenes lernen konnte.

Vielleicht find' ich mein Glück in Piacenza, dachte er sich. Dort ist Scarlatti, bei dem werd' ich unterzukommen trachten.

Am dritten Tage seiner Wanderschaft hatte er die Straße von Pavia nach Mailand unter den Füßen. Indem er gemächlich fürbaß zog, hörte er hinter sich auf einmal einen kräftigen Gesang, der aus vielen Kehlen ertönte. Das Liedlein war ihm nicht fremd, und als er sich umsah, traf sein Blick auf eine Schar deutscher Landsknechte, die mit geschultertem Spieß der Stadt Mailand zustrebten. Dort standen sie im Sold der Republik, wie denn diese Leute damals jedem gern dienten, der sie ordentlich bezahlte.

Die Truppe rückte näher. Was sie sangen, war ein deutsches Siegeslied:

Herr Jörg von Fronsperg,
Herr Jörg von Fronsperg,
Der hat die Schlacht vor Pavia gewonnen,
Der hat die Schlacht vor Pavia gewonnen.
Gewonnen in einem Tierpark,
In neunthalb Stunden gewonnen Land und Leut'.¹⁾

Kloß betrachtete mit einer Art landsmännischen Stolz die kräftigen Gestalten mit den wettergebräunten Gesichtern, aus denen fester Mut und Siegesfreude leuchteten. Jetzt blieb er stehen, um die Schar — es mochten ihrer mehr als hundert sein — an sich vorüberziehen zu lassen.

Plötzlich rief ihm einer aus der vordersten Reihe auf deutsch zu:

„He, wo aus Gefelle?“

„Meinem Glück nach, wenn ich's finde,“ antwortete Matthias lachend. „Muß ich da noch weit gehen?“

„Da bist gerad' auf dem rechten Weg,“ gab der lustige Landsknecht zu verstehen. „Brauchst dich bloß uns anzuschließen und so eine Pluderhose zu tragen, wie wir, dann hast du das Glück gefunden. Ich sage dir, es gibt kein schöneres Leben als das unsrige.“

Damit packte der fidele Bruder den Matthias ohne weiteres am Arme und zog ihn zu sich in die Reihe und Matthias Kloß marschierte tapfer mit. Es erging ihm auf dem Wege nicht schlecht. Die Soldknechte fanden Gefallen an dem jungen Landsmann

¹⁾ Im Jahre 1525 siegte bei Pavia das deutsche, von dem schwäbischen Ritter Georg von Fronsperg befehligte Fußvolk gegen die Franzosen, deren König, Franz I., von den Deutschen gefangen genommen wurde.

und seinen lustigen Einfällen, mit denen er sie unterhielt. Sie gaben ihm von ihrem Mundvorrat und wußten ihm ihren Dienst in so rosigem Licht zu schildern, daß ihm plötzlich der Gedanke durch den Kopf fuhr: Matthias, laß dich anwerben, vielleicht blüht dir das Glück auf diesem Weg.

In Mailand angekommen, meldete sich Klotz beim Hauptmann, und schon nach wenigen Stunden stak er in der scheckigen Tracht eines Landsknechts. Aber das Leben eines solchen war doch nicht gar so angenehm, wie man es ihm vorgespiegelt hatte. Weil ihm das Waffenhandwerk ganz fremd war, mußte er viel exerzieren, um mit dem Spieß umgehen zu lernen. Das wollte ihm nun nicht recht behagen. Dazu kamen noch andere Unzuträglichkeiten. Der Sold wurde unregelmäßig, manchmal wochenlang nicht ausbezahlt, und so wurde er bald mit sich darüber eins, das bunte Wams wieder ausziehen und neuerdings zum Wanderstab zu greifen. Er nahm also Abschied von seinen Kameraden und von Mailand, um nach Piacenza zu ziehen. Dort stellte ihn der Geigenmacher Scarlatti, ein in seiner Kunst tüchtiger Mann, gern ein, als er hörte, daß Klotz ein Schüler Amatis sei.

Aber auch hier sollte Matthias bald erfahren, daß Neid und Mißgunst wie ein wahres Unkraut überall wuchert.

Neben ihm arbeitete ein Geselle, namens Enrico Lomo. Der war zwar nicht ungeschickt, bildete sich aber auf seine Kunstfertigkeit viel zu viel ein und lebte im Glauben, er sei ein unübertrefflicher Meister.

„Was meinst du,“ fragte Lomo eines Tages den

Deutschen, „wer ist wohl der tüchtigste Meister in unserm Fach?“

„In Deutschland war es Jakob Stainer . . .“ antwortete Matthias ohne Zaudern.

„Ach, was, Deutschland!“ rief Enrico gereizt. „Dort arbeitet man ja doch nur nach italienischen Modellen. Es handelt sich hier nur um ein Land, und das ist Stalien.“

„Ohne Zweifel ist Amati der hervorragendste Maestro,“ erwiderte Matthias, „denn so wie er baut keiner eine Geige; er zaubert eine Seele in das Instrument hinein, eine Seele, die nicht gewöhnlich ist, sondern vom Himmel selbst zu sein scheint. Es gibt nur einen Amati.“

„Und Scarlatti, was hältst du von ihm?“ fragte der andere mit einem lauernden Blicke.

Klotz durchschaute die Absicht des Burschen und merkte wohl, auf was dieser abziele. Er spielte daher die Rolle des Klugen und antwortete:

„Ich glaube, daß es sehr schwer sein möchte, hier eine entscheidende Antwort zu geben. Scarlatti und Amati halten sich so ziemlich das Gleichgewicht. In mancher Hinsicht stelle ich Scarlatti sogar über den Cremoneser Meister, namentlich in der Majestät und Fülle des Tones.“

„Da hast du recht,“ bestätigte Lomo eifrig, „darin ist unserm Meister keiner gleich. Aber du mußt nicht vergessen, daß Scarlatti zu diesem Ruhm erst gelangt ist, seitdem ich bei ihm arbeite. Vorher machte er zwar gute Geigen, was man so vom Anschauen eine gute Geige nennt, aber die Hauptsache, den vollen, reinen

und edlen Ton, den besaßen sie nicht. Das verdankt der Meister mir oder vielmehr meinem Nachdenken."

"So," tat Klok in scheinbarer Verwunderung, ob schon ihn die überspannte Eitelkeit des Gesellen beinahe zum Lächeln gebracht hätte. Doch wußte er jetzt, wie er mit Enrico daran war, und darum wollte er vor ihm auf der Hut sein, denn wer konnte sagen, ob Lomo am Ende nicht ein zweiter Muraldi war.

Es dauerte nicht lange, und Klok machte eine noch unangenehmere Entdeckung, als sich herausstellte, daß Scarlatti von demselben Laster der Eitelkeit angesteckt war, ja, in dieser Hinsicht seinen Gesellen noch weit überbot. Er hielt sich nicht nur für den besten Geigenbauer der Welt, sondern behauptete geradezu, niemand vermöge seine Instrumente nachzubilden; schon beim ersten Bogenstriche merke man den gewaltigen Unterschied.

Dieses Selbstlob des Mannes widerte den bescheidenen Klok unsäglich an, und er mußte sich jedesmal, so oft Scarlatti seinen eigenen Ruhm ausposaunte, Gewalt antun, um ihm nicht zu widersprechen.

Eines Tages erschien in der Werkstätte Scarlattis ein Herr mit einer Geige, die sich in einem höchst schadhaften Zustande befand und an vielen Stellen Risse und Löcher hatte. Der Herr genoß den Ruf eines vorzüglichen Geigenkünstlers, er hieß Giovanni Lupi.

"Hört, Meister Scarlatti," sagte er, "dieses Instrument ist viele hundert Scudi wert. Ich weiß nicht wer sie gebaut hat, aber gleichviel, wenn Ihr sie repariert, daß ich wieder darauf öffentlich spielen kann, so dürft Ihr einen schönen Preis für eure Mühe ansetzen."

„Das kann ich leicht,“ versetzte Scarlatti, „Ihr könnt Euch auf mich verlassen, Herr. Ein besseres Instrument ist noch nicht in euren Händen gewesen, sobald ich es repariert habe.“

„Nun, so laßt eure Kunst sehen,“ sagte Lupi. „Euer Schaden soll es nicht sein.“

Damit ging er.

Scarlatti machte sich sogleich daran, die Geige in ihre Teile zu zerlegen. Als es aber galt, die eigentliche Reparatur vorzunehmen, rief er Matthias zu sich.

„Ihr rühmt Euch, bei guten Meistern gelernt zu haben,“ sagte er zu ihm, „hier hättet Ihr nun eine schöne Gelegenheit, zu zeigen, was Ihr in der Hauptsache vermögt. Getraut Ihr Euch, diese Arbeit zu tun?“

„Wenn Ihr mir dieses Vertrauen schenkt, Meister, so werde ich bemüht sein, es zu rechtfertigen,“ versetzte Aloß ruhig und im Bewußtsein seiner Fähigkeiten.

Er übernahm also das schwierige Werk zum großen Ärger Lomos, der sich wegen dieser Zurücksetzung seiner Person unter vier Augen beim Meister beschwerte.

„Sei nur ruhig, Enrico,“ sagte Scarlatti schlau, „ich habe dem Deutschen diese Arbeit nur gegeben, um zu sehen, ob er bei Amati wirklich etwas gelernt hat.“

„Wenn er aber das Instrument verdirbt?“

„Schadet nichts, ich werde es wieder zurechtrichten. Wir aber können triumphierend ausrufen: Seht, wie wenig ein Schüler Amatis leistet!“

Lomo leuchteten diese Gründe ein.

„Vortrefflich!“ sagte er und rieb sich vergnügt die Hände. „Ihr seid ein Fuchs, Meister . . . Ha, ich sehe diesen Deutschen schon, wie er das ganze

Instrument Lupis so jämmerlich verpfuscht, daß ich und Ihr zusammenhelfen müssen, um die krummen Dinge wieder gerade zu machen."

"Ich hätte dir die Geige geben sollen," meinte Scarlatti mit einem leichten Spotte, "du hättest sie natürlich am besten hergestellt. Davon bin ich überzeugt. Nun, wir werden ja sehen."

Matthias bot alle seine Kunst auf, um die ihm übertragene Arbeit zur Zufriedenheit Lupis auszuführen. Er wollte Scarlatti und dem aufgeblasenen Lomo zeigen, was ein Schüler Amatis zu leisten vermöge.

Endlich war die Geige fertig. Alle Löcher, alle Risse waren geflickt und verklebt, alle sonstigen Schäden beseitigt, und wer sie in dem jetzigen Zustande sah, hätte sie für ein ganz neues Instrument gehalten.

"Das Äußere ist nicht übel," meinte Scarlatti, den der Neid biß, "aber der Ton — das ist die Hauptsache!"

Kloß griff nach dem Bogen und wollte das Instrument eben an das Kinn setzen, da erschien, wie gerufen, der Künstler selbst, dem die Geige gehörte. Sie war ihm für heute versprochen worden, und nun gedachte er sie zu holen.

Staunend betrachtete er das Instrument, er kannte es nicht wieder. Und jetzt begann er zu spielen. Welch eine Pracht und Fülle des Tones! Man glaubte eine Engelsstimme zu hören, so süß quoll es aus dem Innern der Geige. Lupi spielte und spielte, er konnte fast gar nicht mehr aufhören vor Entzücken.

Scarlatti und Enrico selbst lauschten regungslos dem überwältigenden Spiele. Aber dennoch konnte keiner

von ihnen verbergen, wie der Neid in ihm nagte, der Neid über den Erfolg des deutschen Gesellen.

Der letzte Geigenton war verklungen. Lupi ließ noch einen Blick höchster Befriedigung über das köstliche Instrument gleiten, dann trat er auf Scarlatti zu und sagte:

„Ich danke Euch, Meister, — Ihr habt mich wahrhaft beglückt mit eurer Kunst. Diese Geige wird den Menschen oft euren Ruhm verkünden. Verlangt, was Ihr wollt, ich zahle es gern.“

Scarlatti nannte eine nicht gar bescheidene Summe, und Lupi zahlte sie ihm sogleich aus.

Als der Geiger sich entfernt hatte, wandte sich Scarlatti zu Klotz mit den Worten:

„Ihr habt eure Sache nicht schlecht gemacht. Aber ich habe mir doch noch ein wärmeres Lob erwartet.“

Das war nun selbst für den nachgiebigen Klotz zu viel. Er kehrte sich mit vollem Gesichte gegen den Meister:

„Da wäre es doch besser gewesen,“ sagte er schroff, „Ihr selbst hättet die Geige gemacht. Ich hab’ Euch nicht darum angegangen, sie mir zu überlassen. Übrigens bin ich für meine Person mit dem Lob des Künstlers vollauf zufrieden.“

Scarlatti wollte etwas erwidern, aber Klotz verließ voll Unmut die Werkstätte und kehrte an demselben Tage nicht mehr zurück. Ihm war der Aufenthalt bei Scarlatti gründlich verleidet, und am folgenden Tage sagte er zu ihm kurz und offen:

„Meister, ich bin Vorhabens, morgen mein Bündel zu schnüren. Ich hätte gestern mindestens erwartet, daß

Ihr mir in Gegenwart des Künstlers ein lobendes Wörtlein gönnen würdet. Damit wäre ich zufrieden gewesen. Anstatt dessen habt Ihr nicht nur den hohen Preis, sondern auch die unverdiente Ehre eingestrichen."

Scarlatti wurde zuerst verlegen, dann aber gewann seine Eitelkeit über ihn die Oberhand, und rücksichtslos äußerte er:

"Ich begreife euer Zumuten nicht, Deutscher. Was Ihr könnt, das habt Ihr bei mir gelernt, denn ich habe wohl acht gegeben, wie eifrig Ihr seid in der Nachbildung meiner Modelle und Zeichnungen. Ein anderer an eurer Stelle wäre mir dankbar für die Ehre gewesen, daß ich ihm eine solche Arbeit übertrug. Wenn Ihr also damit nicht zufrieden seid, so bleibt's Euch unbenommen zu gehen, wohin Ihr gehen wollt."

"Das werde ich auch tun. Ihr seid gar nicht wert, einen Schüler Amatis zu haben," gab Klotz mit gleicher Rücksichtslosigkeit zu verstehen. "Wenn Ihr Euch denn schon mit fremden Federn schmückt, so tut es nicht in gar so prahlerischer Weise."

Matthias ging auf seine Stube und sah sich wieder nach seinem Felleisen um. Mit diesem verließ er am nächsten Morgen das Haus Scarlattis.

So befand sich Klotz wieder auf der Wandschaft. Unschlüssig, wohin er sich wenden sollte, streifte er durch die Gassen der Stadt. Da kam er an einer der Hauptkirchen vorbei. Er trat durch ein Seitenportal ein und kniete vor dem Hochaltar nieder, um vor Beginn seiner Reise sich in Gottes Schutz zu empfehlen. Getröstet und von neuem Mut belebt, verließ er nach einer Weile das Gotteshaus.

„Gott verläßt keinen Deutschen,“ murmelte er, indem er die Freitreppe hinabstieg. Als er eben die letzte Stufe beschritt, ging ein Herr vorüber. Matthias erkannte in ihm sogleich jenen Künstler wieder, dessen Geige er repariert hatte. Er grüßte Signore Lupi, und dieser dankte freundlich, ohne jedoch Klok im ersten Augenblick näher zu beachten. Als aber Lupi den jungen Menschen genau ansah, entsann er sich sofort seiner, und nun blieb er stehen.

„Seid Ihr nicht bei Scarlatti in Arbeit gestanden?“ fragte er, mit flüchtigem Blick das Felleisen des Jünglings streifend.

„Ja, Signore.“

„Und jetzt seid Ihr wohl auf der Wanderschaft?“

„Ja, Signore.“

„Wie schade! Gefällt es Euch denn nicht bei Scarlatti?“

„Nein, Signore. Ich will einen ehrlichen und gerechten Meister, und das ist Scarlatti nicht. Er hat sehr unschön an mir gehandelt.“

Signore Lupi forderte Matthias auf, ihm näheres zu erzählen. Lebhafter Unwille malte sich auf den Zügen Lupis, während er den schlichten Worten des jungen Mannes folgte.

„Bei Gott!“ rief der Künstler jetzt, „das hätte ich von Scarlatti nicht erwartet! Das ist häßlich, sehr häßlich von ihm, Euch nicht einmal die geringste Anerkennung zu zollen. Nun, ich werde sorgen, daß sein Benehmen in weiteren Kreisen bekannt wird. Kommt mit mir, junger Deutscher, Ihr sollt nicht so aus Piacenza gehen, Ihr dürft kein so übles Andenken mitnehmen.“

Signore Lupi führte Aloß mit sich in sein Haus, das nicht weit von der Kirche lag. Dort wurde dieser reichlich bewirtet, und als er sich zum Weggehen rüstete da spendete ihm sein menschenfreundlicher Wirt noch einen hübschen Behrpfennig auf die Reise.

„Ich bin Euch zu großem Dank verpflichtet,“ versicherte Lupi dem freudig erstaunten Aloß. „Meine Geige geht mir über alles, und Ihr habt sie mir so ausgezeichnet wieder hergestellt, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte.“

Wie da die Augen des Jünglings leuchteten bei diesem Lobe, das ihn mehr beglückte als die klingende Gabe, mit der ihn die Großmut Lupis beschenkt hatte!

Mit innigem Danke trennte sich Matthias von ihm, und so voll war sein Herz, daß er kaum acht hatte auf den Weg, den er einschlug. Als er aber nach einiger Zeit den Kopf erhob und um sich sah, da fand er sich zu seiner Überraschung bereits außerhalb der Stadtmauern Piacenzas.

